

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 18 (1913-1914)
Heft: 12

Artikel: Dennoch!
Autor: Hg.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dennoch!

Der Kriegsruf ist ergangen; ein riesenhaftes Ringen, wie geschichtliches Erinnern kein zweites zu verzeichnen hat, bereitet sich vor; es wird Länder und Kontinente umspannen, den Erdkreis in Mitleidenschaft ziehen; es wird ein Weltkrieg sein. Seine Ursachen liegen teils offenkundig teils verborgen in wirrer Verflechtung schwerwiegender Umstände verknüpft. Sein Fortgang wird reich an Überraschungen, seine Folgen dürften unübersehbar sein.

Wie sicher hatte man sich gefühlt. Der Balkankrieg schien für einmal vorüber zu sein und die Grossmächte zu mächtig, um nicht respektvoll eine der andern auszuweichen. Hier hiess es Allianz, dort Entente; der Wille der Mächtigen deutete auf Verständigung und Kompromisse.

Und wer hätte den Werken des Friedens seine Dienste verweigern sollen? Seit Jahrzehnten hatten wir den Segen kultureller Arbeit verspürt. Des Einzelnen Wohlstand hatte sich gemehrt; man sah Gemeinwesen und Städte im Wachsen begriffen; Macht und Reichtum ganzer Länder waren ins Unermessliche gediehen.

Einige träumten sogar von noch schöneren Dingen. Abrüsten, Verbrüderung, Weltfrieden galten für Worte, hinter denen Realitäten zu finden seien. Unmöglich könnten Bildung, Kultur, höhere Einsicht noch länger zulassen, dass das hochentwickelte Abendland in wilden Kriegen sich zerfleische. Ungesittete, halbwilde Völker, ja; nicht aber das zivilisierte Europa. War's nicht so? Hörten wir nicht täglich solche Meinungen geltend werden?

Und heute der wilde Kriegslärm! Die allgemeine Konflagration! Wir scheinen denen zu gleichen, die leichtfertig die Abhänge eines Vulkans bewohnten, der, weil er zu lange geruht hatte, als völlig erloschen galt. Und gewiss in etwas haben sich diejenigen verrechnet, die von den materiellen Erfolgen aus Schlüsse auf die geistig-sittlichen zogen. Wohl sind wir, wie kein Jahrhundert zuvor, der *physischen* Gewalten Herr geworden. Erde und Wasser, Licht und Wind, latente und bewegte Kräfte vermochten wir uns dienstbar zu machen; wir gebieten ihnen; wir zwingen sie.

Aber steigt hinunter in die Arena menschlicher Leidenschaften, was haben wir dort für Erfolge zu verzeichnen?

Sind Eitelkeit und Machtbegier, Neid und Missgunst bezwungen? Liegen sie auf unser Gebot hin in Banden; vermögen wir sie, wo sie drohen, in Fesseln zu legen? Ein kleinlautes *Nein* auf jede dieser Fragen gibt den Beweis für unsere Ohnmacht.

Und nun sehe man mit unverblendeten Augen um sich!

Wir weisen nicht hin auf Waffenfabriken und Arsenale, auf Heer und Marine, auf Milliarden im Kriegsbudget; denn sie dienen zu Schutz und Abwehr so gut wie zu Trutz und Angriff.

Wir möchten auf andere gefährlichere Faktoren hindeuten.

Einmal auf die *Ländergier* einiger Grossmächte.

Wie es Menschen gibt, die Reichtümer zusammenraffen, ohne im mindesten dafür begabt zu sein, mit diesen etwas Rechtschaffenes anfangen zu können, so gibt es Staaten, die nur okkupieren, ohne die eroberten Ländermassen kulturell zu durchdringen. Die Möglichkeit, Völker und Länder zivilisatorisch zu heben, ist beschränkt. Die Kleinstaaten sind denn auch den grössern überlegen an

geistiger Rührungkeit, weil sie ihre geringere Ausdehnung nachhaltiger durchdringen als Kolosse, wie das zwei Kontinente überspannende Russland.

Ein anderes Übel, an dem wir kranken, liegt in der *Korruption*. Sieh, wie der Baum von Pilzen, der Acker von Unkraut, der Organismus von Mikroben verseucht werden kann!

So saugen am Großstaat Tausende von Existzenen, die das unreelle Treiben dem mühvollen, ehrlichen Schaffen vorziehen. Und da unterwühlen ganze Komplotten niederträchtiger Kreaturen den Thron, den Staat und jeden ehrlichen Willen. Entstellung, Lüge, Hetze machen sich breit. Eine käufliche Presse, ein bestechliches Beamtenamt vergiften die öffentliche Meinung und unterminieren die Wohlfahrt; die unsaubere Spionage geht ihre dunkeln Schleichwege, ein ganzer Rattenkönig der Gemeinheit und Schlechtigkeit bemächtigt sich der Herrschaft.

Es gibt Großstaaten, in welchen der Wechsel im Ministerium, der Wandel in der obersten Leitung bloss nur eine andere Zusammensetzung bedeutet, um Staatsmittel und öffentliches Besitztum auszubeuten. Wie sollten wir da vor zeitweiligen Kämpfen, Erschütterungen und Revolutionen verschont bleiben?

Folgt das Heuchelspiel der Diplomatie.

Es wäre ein müßiges Unterfangen, heute schon darlegen zu wollen, wer den Weltkrieg verursacht habe; wie Hohn erscheint uns die gegenseitige Anklage der Diplomaten, der andere habe die Verantwortung auf sich, den Streit heraufbeschworen zu haben. Es ist für den Augenblick einerlei, ob der Frechere vom Schlauern übertölpelt wurde oder ob das Rechtsgefühl der einen Macht die brutalen Herausforderungen des andern nicht länger zu ertragen gewillt gewesen sei. Wenn der eine Revanche schreit und der andere sie abzuwehren sich rüstet; wenn die eine Grossmacht genau das nicht verträgt, was die andere anzustreben als ihr gutes Recht erklärt, so sind Streit und Kampf unvermeidlich. Nicht wie er entstanden, sondern dass er da ist, der entfesselte Krieg, mit dieser Tatsache ist zu rechnen.

Da ist es denn, als vernehme man aus dem Wirrwarr dieses Hexenkessels ein Meute von teuflischen Furien, ein grässliches, schadenfrohes Gröhlen anstimmen, worunter hohnsatte Rufe erkennbar werden: Ha, der Schulung und Bildung; seht die saubere Christenliebe und Humanität! und je dazu eine Salve des Höllengelächters. Dazwischen erfolgen dumpfe Explosionen gelegter Minen, dröhndes Donnern der Kanonade, prasselndes Gewehrfeuer, Brandglut wird erkennbar von Weilern und Dörfern; das Stöhnen der Sterbenden schmerzt unser Ohr, die leichenübersäeten Felder erschrecken unser Auge.

Witz und Wissen, Erfinden und Forschen scheinen im Dienste der Vernichtung zu stehen. Unter Erde und Wasser, über Land und Meer waltet das Unheil, ja, hoch in den Lüften hält der Tod lauernde Ausschau. Da bedarf der Fassung, sich aufrecht zu erhalten und festen Vertrauens an der Hoffnung nicht irre zu werden; tiefgegründeter Überzeugung, darauf zu bestehen, dass Recht und Pflicht aus dem Weltbrände siegreich hervorgehen. Das Herz ist stark, das heute ein keckes „Dennoch“, ein entschiedenes „Trotzalledem“ festzuhalten wagt.

Um dies zu vermögen, heisst es, nach unserer Meinung, vorerst aufräumen mit den falschen Götzen, denen wir leichtgläubig unverdienten Tribut gezollt haben.

Fort mit dem Wahn des ewigen Friedens, so lange Machtbegier und Neid dominieren und Völkerhass und Vorurteil durch die Lüge genährt werden; weg mit dem Glauben an eine gesittete Menschheit, wo wir doch die geringste der Leidenschaften nicht zu überwinden vermögen!

Irrtum ist's, zu glauben, dass erhöhter Besitz und raffiniertes Geniessen an und für sich das Leben verfeinern, oder dass blosses Wissen und Können die Herzen veredle; nieder mit dem Götzen der „Allgemeinen Bildung“, der da lehrt, in alles sich mischen heisse, alles verstehen!

Eine energische Absage jeglicher Art von Heuchelei und Humanitäts-schwindel und der hohlen Phrase, wo immer sie herkommen mag.

Soll das Schifflein der Hoffnung nicht jeden Augenblick zu stranden drohen an den Klippen der Afterkultur, so müssen wir es in tiefere, reinere Wasser steuern. Und wenn nicht alle Anzeichen trügen, belehren uns die gegenwärtigen Ereignisse und Erscheinungen in deutlicher Sprache über grosse Umwandlungen, die sich vorbereiten.

Man ziehe Vergleiche aus den geschichtlichen Blättern der Vergangenheit mit den Vorkommnissen der Gegenwart.

Wie schwankend und unzuverlässiglich zeigen sich Bündnisse und Verträge, wie stolz ersteht dagegen das *Solidaritätsbewusstsein* grosser Völker, die, Verschiedenheit von Rasse, Sprache, Glauben vergessend, nur von einem Drange beseelt sind, Schmach und Erniedrigung nicht länger zu dulden.

Man durchblättere die Nachrichten der Presse und empfinde gerechten Abscheu ob der Lüge in Wort und Schrift, die sich anstrengt, die Geister zu verwirren; statt hohler Worte bewundere man dagegen die *Tat*, die der bescheidene Wehrmann so gut wie der Heerführer und Gebieter vollbringt; die Tat besiegt die Lüge.

Und wiederum vergleiche man, wie dort die Korruption ein ganzes Reich dem Abgrund entgegentreibt, während hier erhöhtes *Pflichtgefühl* ein Volk von Millionen zusammenhält und ihm jede seiner Kräfte verdreifacht wiedergibt.

Und nicht zuletzt erwähnen wir die völlig veränderte *Stellung der Frauen*. Zog weiland der Ritter zu Kriege, so übergab er seine Gattin dem bergenden Kloster oder hielt sie eingeschlossen im Burggemach. Folgte jedoch das Weib dem Söldnerheere, so tat es den Schritt unter Hingabe von Scham und Ehre. Heute siehst du sie über die Schrecken der Schlachtfelder und die Räume der Lazerette schreiten, Trost, Segen, Linderung spendend, ein Friedensengel inmitten des Elends. Kann man einen solchen Wandel der Dinge gering anschlagen?

Noch eins! Der früheren Kriege letztes Ziel war Beute und Gewinn. In heutigen Tagen aber siehst du alle, die nicht im Felde stehen, bis zum letzten im Sinnen und Schaffen verbunden, um das Missgeschick der Kämpfenden zu mildern, die Not der Hinterbliebenen zu heben. *Edelmut und Opfersinn*, wohin man blicken mag.

Lauheit im Denken und Tun schien die Neuzeit zu erschlaffen und nun da Not und Gefahr Heere und Länder umdrohen, erwachen aus den Tiefen der Volksseele ein Glaube an den Sieg des Rechtes, ein Einstehen für die heiligsten Güter der Menschheit, wie sie selten schöner und wahrer sich zu verwirklichen vermochten. Recht und Tugend, Gott und Vaterland sind *Wirklichkeiten* geworden!

Es ist nicht anders. Es schreitet ein hoher Geist durch unsere Tage. Sein Walten zeigt sich im Erwachen von Kräften, die nie erstorben waren, die bloss

schlummerten. Er weckt die höchsten sittlichen Mächte: Opfer- und Gemeinsinn, Pflichtgefühl und Tatendrang; er erhebt alles ins Ungemeine. Möge er läuternd wirken und nach dem Gewittersturm, der abklärend über uns vorüberzieht, das Gute beharrlicher und das Wirksame kräftiger auferstehen lassen. In diesem Sinn und Zeichen setzen wir unser vertrauensfestes „Dennoch“! Hg.

An der Waterkant.

(Schluss.)

Die Dampfer, die den Verkehr zwischen Festland und Inseln vermitteln, sind nicht grösser als diejenigen auf unsren Schweizerseen. Den Reisenden bieten sie bei stürmischem Wetter wenig Schutz, alles drängt sich dann um das Maschinengehäuse, das ein wenig Wärme ausströmt, während von vorn und von hinten der kalte Regen ungehindert bis zu dieser Zufluchtsstätte eindringt. Die Schiffsleute zeigten keine Eile, die Fahrt anzutreten, sei es, dass sie zögerten, das kleine Fahrzeug dem heranbrausenden Sturm auszusetzen, sei es, dass die Flut ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hatte. Wir trösteten uns, die Fahrt werde nicht lange dauern; denn im Licht des niederfahrenden Blitzes konnten wir draussen einen Landstreifen erkennen; die Entfernung mochte höchstens $\frac{3}{4}$ Stunden betragen. Die Maschine begann zu arbeiten, und das Schiff wankte wie trunken vom Lande weg. Seine Bahn war bezeichnet durch Stangen und Besen, die aus dem Wasser ragten; denn es scheint eine Kunst zu sein, den richtigen Weg zwischen den hohen Sandbänken zu finden, die auch zur Zeit der Hochflut kaum vom Wasser überdeckt werden. Wenn nun gar der Sturm mit aller Macht das Schiff von seinem Kurs abdrängt, ist die Gefahr, auf eine Sandbank aufzulaufen, gross. Nun, unser Dampfer liess sich nicht aus dem Kurs bringen, und der nachfolgende Dampfer „Wangerooge“ folgte ihm getreu wie sein Schatten, während ein Segelboot mit flatternden Segeln wie ein Gespensterschiff vor uns im Wattenmeer seinen Tanz aufführte. Aus den $\frac{3}{4}$ Stunden Fahrt wurden mehr als zwei Stunden, und über aufgespannte Schirme hinweg und über breite Rücken gemütlicher Seefahrer beschenkte uns das Meer von Zeit zu Zeit mit einer ermunternden, salzigen Dusche, und der Sturmwind beschäftigte sich eingehend mit Federn und Blumen auf modernen Damen Hüten; „denn die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand“. Unter diesen Umständen wäre es Pflicht der Reisenden gewesen, seekrank zu werden, aber es fand niemand Zeit dazu, und als einige Passagiere begannen, blasse Gesichter und ängstliche Augen zu bekommen, da erschien, Regen und Sturm trotzend, hoch in den Lüften ein Flieger. Beim Blick auf diesen Tollkünnen vergass man Nässe, Hunger und Kälte, erwartete man doch jeden Augenblick, dass er niederstürzen müsste in die empörte Salzflut. Niemand dachte damals daran, dass dieser Flieger einer jener Vögel sein könnte, die einige Tage später über Schlachtfeldern kreisen würden.

Endlich, endlich nahmen die Kreuz- und Querfahrten im Wattenmeer ein Ende, man konnte die steifen Glieder bewegen und den Kampf aufnehmen um einen Platz im bereitstehenden Pferdetram, und wir Schweizerinnen waren dabei nicht einmal die letzten. Neben dem Geleise trabend, zog der kleine weisse Gaul den hochbeinigen Tramwagen zunächst noch durchs klatschende, spritzende Wasser, dann durch grüne Wiesen dem Inseldorf zu, dessen niedere Häuser